

Was liegt daran?

Novelle von Max Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Ein solcher Besuch wäre in der That etwas Ungewöhnliches gewesen, da er dem Vormund seit seiner Mündigkeitserklärung nur außerhalb dessen Wohnung begegnet war. Der alte Rath, von konventionellen Ansichten durchdrungen, liebte es, die neuerungsfähigen Jugend zur Rede zu stellen. Mit solchen Männern distanzierte Edgar nicht gern, da er sich einbildete, von ihnen nichts lernen zu können. Diesen legihren Anspruch aber stellte er an Jeden, der sich mit ihm nicht in ein alltägliches Gespräch einließ.

Er mochte eine Viertelstunde in der Allee auf- und abgegangen sein, als er unter den Passanten den Regierungsrath bemerkte. Er trat an ihn heran, grüßte ihn und bat, sich ihm auf dem Spaziergange anschließen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde mit sichtlichem Befriedigung gewährt.

Der Rath war ein hagerer, ein wenig gebüht gehender Mann, dessen Haar und Schnurrbart bereits ergraut waren. „Ich hätte Sie selbst schon einmal auf der Straße angesprochen, lieber Edgar, aber ich habe Sie ja niemals anders getroffen als in Damengesellschaft“, sagte er. „Ich hätte Ihnen gern einmal mein Kompliment gemacht, man erlebt es selten, daß Menschen sich so nach der guten Seite hin ändern. Sie haben wohl daran getan, den Leutnantssohn an den Nagel zu hängen, als Philosoph sind Sie weit besser an Ihrem Plage. Sie sollen ja ein wahres Genie sein, Professor wird hat mir Wunder von Ihrer Dissertation erzählt, — aber noch mehr als mit Worten philosophieren, — das ist Sache der angebornen Befähigung, — schäme ich es, wie ein Philosoph zu leben, und das schäme Sie zu thun, obgleich es Ihnen wohl schwer fallen muß.“

„Sie halten mich für besser, als ich bin, Herr Regierungsrath, Gerabe umgekehrt, — das frühere unbewußte Leben war es, das mir schwer fiel. Meine ganze jugendliche Einbildung gehörte dazu, um dieses halloso Treiben als das wahre Leben betrachten zu können. Die Philosophie war es, die mir die Augen geöffnet hat, zunächst Schopenhauer, der durch seine leichte Schreibart den Eintritt in das Wunderland des Geistes erst ermöglicht. — Woraus aber schließt Sie, Herr Regierungsrath, daß ich so exemplarisch philosophisch lebe?“

„Nun, lieber Freund, der wahre Philosoph ist doch Verjüngter, der seine Bedürfnisse auf das geringste Maß zu beschränken muß. Die geringsten Bedürfnisse aber hat wohl der, der am wenigsten Geld braucht, und da Sie schon lange mit Ihrem Taschengelde reichen.“

„Halt, Herr Vormund, ich darf Sie nicht weiter sprechen lassen, denn Sie beschämen mich. Ich habe jetzt eben nichts anderes beabsichtigt, als Sie um den kleinsten Vermögens zu bitten.“

„Erst sah ihn der Regierungsrath erstaunt an, dann lachte er. „Dann warte ich, Sie sind zur praktischen Philosophie übergegangen. Gewiß wollen Sie das Geld nunbringender anlegen, vielleicht damit spekulieren, — das entspräche ja dem heutigen Zeitgeist.“

„Nichts von alledem, ich will mich nur von meiner Mutter gänzlich unabhängig machen und von dem Gelde so lange leben, bis ich im Stande bin, neues zu verdienen.“

„Das würde Ihnen vielleicht schwerer fallen, als Sie denken.“

„Ich denke es mir eben nicht schwer. Geht ist auch eine Waare, die man in Geld umsetzen kann.“

händige ich Ihnen die Konfols aus, in denen ich es angelegt habe. Aber Sie werden mich entschuldigen, wenn ich an dem Sohn eines alten Freundes einigen Antheil nehme. Ihr Entschluß scheint mir ein Bemühen zu sein, Ihre Frau Mutter voranzujagen.“

„Die Anschauungen meiner Mutter stimmen allerdings mit den meinen fast in jedem Punkte überein.“

„Es ist immerhin die Mutter — ein uns heiliger Begriff.“

„Wissen Sie, Herr Regierungsrath, wie Anzengrubers Drama „Das vierte Gebot“ schließt? „Ehre Vater und Mutter — aber sie müssen auch danach sein!“ Wenn mir irgend ein fremder Mensch nur Liebes und Gutes erweist, wenn er auf meine Wünsche Rücksicht nimmt, wenn er meine mit den seinen nicht übereinstimmenden Ansichten nicht feindselig und gehässig bekämpft, sondern sie duldet und seine Gegenansicht in schonender Weise äußert, soll ich einen derartigen Menschen, wenn ich ihn auch erst vor kurzer Zeit kennen gelernt hätte, nicht dem nächsten Verwandten vorziehen, der mir das Gegenteil von all den guten Dingen erweist?“

„Sie stellen die Gegenfälle allerdings etwas zu schroff hin.“

„Aber, wenn diese Gegenfälle nun einmal so schroff vorhanden sind?“

„Darf man fragen, wer denn diejenige Person ist, welche den Gegensatz zu Ihrer Frau Mutter bildet?“

„Ich sprach nur im Allgemeinen,“ erwiderte Edgar verwirrt.

„Und doch dürfte eine Vermuthung meinerseits nicht allzu gewagt sein — als ehemaliger Vormund darf ich mir wohl diese Anspielung erlauben, — man spricht in der ganzen Stadt von Ihnen in Verbindung mit einer jungen Dame.“

„Es ist nicht nötig, den Namen zu nennen, Herr Regierungsrath,“ unterbrach ihn Edgar nervös, „ich würde doch nichts weiter thun können, als die allgemeinen Gerüchte zu bestätigen, und Sie können mir glauben, daß alles, was sich gegen mein Benehmen in dieser Angelegenheit sagen läßt, von meiner Mutter bereits vorgebracht worden ist.“

„Das kann ich mir denken, und ich irre mich wohl auch nicht, wenn ich annehme, daß in diesem Punkte die Hauptursache Ihrer feindseligen Stimmung gegen die Frau Gräfin zu suchen ist. Ich würde darüber nicht anders denken. Nur diese eine Frage gestatten Sie mir: wollen Sie alles Glück, welches das Schicksal Ihnen in die Wiege gelegt hat, diesem einem kurzen Glücke zu Liebe preisgeben?“

„D, das sogenannte Glück!“ rief Edgar sarkastisch. „Eine wie lächerlich kurze Zeit bringen wir auf dieser Erde zu, und da spricht man noch vom dem Ervingen eines Glückes! Wenn ich nun das halbe Leben hingebracht habe, und wenn das Glück nun wirklich ertrungen ist, wie lange kann ich es genießen? Und wenn ich es lange genießen kann, was liegt daran, wenn liegt daran? Nein, ich will mich nicht von allen diesen trügerischen Erwägungen leiten lassen. Ich will den schweren Kampf gegen die Stenomenie kämpfen — oder nein, nicht gegen sie kämpfen will ich, das heißt, gegen Windmühlen kämpfen, — aber entgegen will ich mich ihr.“

„Sie wollen fliehen und die beiden Mädchen, welche Sie ins Gerde gebracht haben, verlassen?“

„Bleiben Sie, Arabella!“ sagte die Gräfin. „Sagen Sie sich ruhig nieder! Was hier verhandelt wird, geht auch Sie an, denn es ist allgemein bekannt, daß ich keine Andere als Sie zur Schwiegertochter wünsche.“

„Meine Braut habe ich gewählt“, fuhr Edgar dazwischen.

„Du hast Dich wie gewöhnlich von der Leidenschaft des Augenblicks leiten lassen. Mit der Zeit —“

„Mein Verstand billigt meine Leidenschaft.“

„Dein Verstand? Hältst Du Ediths Trennung für so bedeutend?“

„Eine heftige Antwort schwebte auf Edgars Zunge, jedoch erwiderte er ruhig: „Ich hoffe, ohne Mißgunst und ohne Deine Hilfe dem Zuge meines Herzens folgen zu können.“

„Sehr vernünftig, daß Du bei Deinen Plänen meine Kasse nicht in Rechnung ziehst, die Dir natürlich offen steht, so lange Du auch auf meine Wünsche ein wenig Rücksicht nimmst. Oder vielmehr nicht meine Wünsche, sondern die Deiner ganzen Familie. Ich muß Dich daran erinnern, daß der Stammbaum der Frelbers, soweit er sich verfolgen läßt, nicht einen bürgerlichen Namen aufweist.“

„Mit vielen Opfern und Thränen mag dieser wundervolle Stammbaum erstauft sein! Aber glaube, nichts als Übergläub!“

„Mit Deinen modernen Ansichten imponirte Du mir nicht. Was der Stolz und das Glück unserer Vorfahren war, will ich nicht leichtsinnig verschleudern. Der wahre Adel liegt im Blut, — das muß rein erhalten werden.“

„Ich trenne alle diese Theorien über den „wahren“ Adel. Nicht eine einzige davon wirst Du mir glaubhaft machen können. Wie lange noch, und der Adel hat bei uns ausgepielt, wie in den meisten anderen Staaten.“

„Er hat noch nirgends ausgepielt“, behauptete die Gräfin mit einem triumviralem Lächeln, „selbst in Amerika hat unser Adel Ansehen genug, und in diesem „freien“ Lande reißt sich die reiche Erbin um die adligen Sprossen, welche wir in unserem Lande ihres gesunkenen Ansehens wegen nicht mehr dulden. Von allem Defakanten am Ende unseres Jahrhunderts ist der Adel am wenigsten defakant. So lange es noch einen Bürger giebt, der mit ehrendem Schein zu uns emporklimmt, so lange ist der Adel eine Macht. Und es giebt noch Millionen solcher Bürger. Der Adel ist der Empfängerbrief, mit dem angestrichelt auch nicht das geringste Talent umfommt.“

„Ales, was Du gesagt hast, Mutter, ist für die Adligen sehr deherzigenswerth, besonders wenn sie Karriere machen wollen. Ich fühle mich aber weniger als Adliger, mehr als Mensch.“

„Du sollst nicht ein armerlicher Büchermann werden. Wenn Du meine Befehle nicht mehr achtest, so bitte ich Dich darum, Edgar.“

was Du thust, wenn Du in Fräulein von Belgart Hoffnungen erweckst, die sich nie erfüllen können, denn ich liebe sie nicht, — im Gegentheil, ihre Anwesenheit ist mir überall lästig!“

Mit einer kurzen Verneigung wandte er sich und schritt hinaus.

Arabella hörte kein Wort von den tröstenden Zusprüchen der Gräfin. Wie bewußtlos starrte sie vor sich hin, während in ihrem Innern das Blut wie in einem Vulkan tobte. Endgiltig war der dünne Schleier, welchen sie selbst künstlich um die Wahrheit gehüllt hatte, gerissen, und die unerbillliche Thatsache war ihr nun zum Bewußtsein gekommen, daß Edgar in seiner rücksichtslosen Lebensanschauung seine erbliche Charakterstärke überwinden habe, und daß in der That für sie alle Hoffnungen, welche sie an die Person des jungen Grafen knüpfte, dahin seien.

Sie wußte nicht, wie sie auf die Straße gelange. Mechanisch eilte sie ihrer Wohnung zu, und sie empfand es als eine Erleichterung, auf dem Wege nach ihrem Zimmer Niemandem zu begegnen. Ohne den Hut vom Kopfe zu nehmen, brach sie auf dem kleinen, alten Sopha, das ihrem Bette gegenüber stand, zusammen. Sie wand sich hin und her, wie von Krämpfen geschüttelt, und rang vergebens nach lindernenden Thränen. Wie einem Pilger, welchem die Fata Morgana, die ihn nach langer Wüstenwanderung eine Oase vorpiegelt, entzweielt, so sah auch sie nur eine trostlose Oede vor sich.

Die Höhe des Jornes und der Scham bedeckte ihr Antlitz, als noch einmal alle jene Szenen vor ihr vorüberzogen, welche sie mit Edgar erlebt hatte. Wie betäubend drängte ihr das Blut nach dem Kopfe.

„Wie ist es möglich gewesen!“ dachte sie. „Wie hatte ich so verblendet sein können!“

Ein schmerzlicher Aufschrei endete mit einem Schluchzen, das ihr wundres Herz erschütterte.

„Und mich haben sie immer „die Kluge“ genannt! Wenn man nur lauter Verstand wäre, vom Kopf bis zu den Füßen! Aber diese Leidenschaftlichen, denen die ruhige Ueberlegung so fremd gegenübersteht, — es gehörten Kopf und Herz nicht derselben Person an!“

Dann gingen ihre Gedanken wild durcheinander, es tobte und brauste in ihrem Kopfe, als läge sie in einem wilden, verzehrenden Fieber.

Sie überdachte es, als an ihre Thür geklopft wurde. Georg trat ein. Er schrak unwillkürlich zusammen, als ihn die glühenden, wirbelnden Augen aus dem weißen Antlitz heraus trafen. Unschlüssig blieb er an der Thür stehen. Er glaubte, seine Schwester hätte sich, wie es öfters vorkam, über einen Dienstboten heftig geärgert, und in solchen Augenblicken hütelte er sich, in ihre Nähe zu kommen.

„Bleib hier!“ sagte sie mit heiferer Stimme, indem sie den Hut ablegte.

Beim Anblick des Bruders waren ihre Gedanken in bestige Bewegung gerathen. „Ich sehe doch nicht so ganz schuldig da“, dachte sie, „mehrsals sollte ich nur leiden und immer leiden?“

Der feste, unumstößliche Entschluß, sich an Edgar zu rächen, flog in ihr auf und erfüllte sie mit neuer Lebenslust. Das war noch eine Aufgabe, ein Ziel, das zu erstreben lohnte. In ihrer Phantasie hatte sie das willkürliche Gefühl, mit der blutenden Hand sein juckendes Herz auszureißen, sein Herz, dem er ohne Zögern folgte, die Stimme der Vernunft gänzlich verachtend.

von der Pension her. Und dann der Edelmut, wenn sie einen Krüppel betraute, das pure Liebe. — Adel und Edelmut, das ist ja romantisch!“

„Ich könnte ihm auch die Nase weg-schießen.“

„Aber nicht im Profil! Kurz und gut, ich habe mit allen Sentimentalitäten gründlich abgeschlossen, — ich würde es nicht ertragen, ihn noch länger lebend zu wissen. Der Gedanke, ihm zu begegnen, vor ihm erröthend über meine Dummheiten die Augen niederschlagen zu müssen, das verwinde ich nicht!“

Mit ihrer fiebernden Hand ergriff sie die des Bruders und drückte sie trampfhaft.

„Du mußt ihn erschießen, hörst Du! Todt, todt will ich ihn sehen! Hat er mich nicht mehr als einmal zurückgeschossen? Hat er mich nicht verächtlich von sich gewiesen? Damals, bevor er Edith kennen lernte, wie war er glücklich, wenn ich ihn nur beachtete. Und dann, — plötzlich war Alles aus. Wenn ich Dir nur damals gesagt hätte, wie sehr er mich gelüßte und betrogen hat, — vielleicht hättest Du ihn dann schon damals aus dem Leibe geräumt. Jetzt aber ist es in aller Leute Munde, Du wirst überall meine Schande hören, und mit Recht wird man Dich einen Feigling nennen, wenn Du ihn nicht zur Rechenschaft ziehst.“

„Aber ihn erschießen? Bedenke, ich habe hier schon genug auf dem Kerbholz.“

„Eben deshalb!“ unterbrach sie ihn leidenschaftlich. „Es wäre Zeit, daß Du Dich einmal als ein Mann von Ehre zeigst und die Verpflichtungen einlösest, die Du gegenüber Deiner Familie und Deinen Vorfahren hast. Hat er nicht auch Dir das Mädchen entzogen, auf das Du dieselben Ansprüche hastest wie er? Soll dieser Mensch noch länger mit uns dieselbe Luft athmen? Du wärest mein Bruder nicht mehr, Du wärest mir ein verächtlicher Präler.“

„Nun laß es gut sein!“ rief Georg ärgerlich. „Du thust auch gerade so, als handele es sich um eine Schnepfe, die ich niederschließen sollte, nicht um einen Menschen!“

„Liegt es denn nur in Deinem Willen, wo der Schuß ihn trifft?“ sagte Arabella beinahe flüsternd, und während sie neben ihn trat, hatte sie das Aussehen eines höllischen Dämons. „Eine Bewegung, ein Zittern, und die Kugel nimmt eine Richtung, die Du selbst nicht gewünscht hast. Erkläre vorher im scherzenden Tone, Du wollest ihm nur den Hut durchlöchern. Ein Sinken des Kopfes, und die Kugel geht — ins Herz.“

„Ich wünschte, Du wärest an meiner Stelle. Ich glaube wirklich, Du kriegtest es fertig.“

„Wilst Du nicht?“

„Ja, mir Zeit.“

Forschend suchte Arabella in den Augen des Bruders zu lesen. Sie kannte ihre Macht über ihn, aber sie war sich bewußt, daß sie dießmal etwas Ungewöhnliches von ihm verlangte. Das sprach er auch aus.

Ihre Finger ballten sich trampfhaft, als schloffen sie sich um den Hals eines Opfers, das sie erlösen wollte. In ihrem Antlitz spiegeln sich die Bilder ihrer Phantasie. Es war von Jorn, Schmerz und Schreden verzerret.

„Und wenn es umgekehrt kommt, — bei Duellen kann man nichts voraussetzen, — wenn er mir eine Kugel in den Leib sendet?“

„Was liegt daran!“ hätte Arabella beinahe laut geäußert, aber sie war sich wohl bewußt, daß sie alle Mittel der Ueberredung anwenden müsse, um ihren Zweck zu erreichen, und daß Georg begierig darauf wartete, in eine Beschießung darzutreten, um die Beschießung einzubringen, um dieses Auftrages, der ihm jedenfalls für die Zukunft manche Unbequemlichkeiten in Aussicht stellte, ledig zu werden.

„Ein Belgar!“ sagte sie, die Lippen aufweisend, „dann zwar verflumt, aber nicht feige sein.“

„Das bin ich nicht, das weißt Du. Aber einen Menschen von solcher Bedeutung, der ein solches Ansehen genießt, niederschließen.“

„Komm mir doch nicht immer wieder damit. Ist ein Menschenleben denn so etwas Kostbares? In einem Kriege fallen solche Grafen und Majoratsbesitzer zu Dugenden, — und doch stirbt auch diese Sorte nie aus. Oder wenn ihn eine Krankheit hinwegraffe, — würde sich die öffentliche Meinung darüber nur einen Tag erregen? Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb es so sehr auf die Todesart ankommen sollte!“

„Wenn Du so gering von einem Menschenleben denkst, dann dürfte es Dir schließlich auch von deinem großen Belang sein, wenn er leben bleibt.“

„Da hast Du Recht, und wenn an mir nur alles Vernünftige wäre, so würde mich Edgar und sein ganzes Thun und Treiben kalt lassen. Aber eben so wenig wie den Hunger kann man Leidenschaftlichen mit Vernunftgründen austreiben.“

„Doch wozu diese Auseinandersetzungen! Wenn Du ihn nicht vor die Pistole fordern solltest, so würde ich selbst Deine Freiheit und Ehrlosigkeit in alle Welt hinauswerfen, und wenn Du ihn nicht tödest, werde ich Dir keine Ruhe lassen, bis Du ihn zum zweiten Male vor die Pistole geordert hast. Jetzt magst Du es Dir überlegen.“

Damit eilte sie heraus, den Bruders seinen wenig angenehmen Gedanken überlassen.

Reantes Kapitel.
Ein heftiger Entschluß.

Sobald Trendlin einmal auf das Stadtgespräch aufmerksam gemacht worden war, welches sich mit dem Grafen Frelber und seiner Tochter beschäftigte, war es, als sie eine Schleie geöffnet worden, durch welche das Wasser in immer stärkeren Ströme hervorbrach. Bald von dieser, bald von jener Seite wurde ihm etwas zugetragen, das sich auf das Verhältnis der beiden jungen Leute bezog. Dazu machte er selbst Wahrnehmungen, welche er früher nur flüchtig, oder gar keine Aufmerksamkeit geachtet hatte, so daß ihm allmählich ein Bild von der starken Neigung der jungen Leute vor Augen trat, das ihn erschrecken machte.

Er ging ernstlich mit sich zu Rathe, ob es noch möglich sei, das Unheil, für welches er hielt, rückgängig zu machen, und obwohl sich ihm die Schwierigkeiten dieses Unterfangens, besonders in Augenblicken, in denen er weniger erregt war klar vor Augen stellten, sagte er doch endlich den Entschluß mit Ueberredung oder Gewalt seine Tochter aus dem gefährlichen Banne hinauszuführen. Aber erneute Versuche, auf Edith in diesem Sinne einzuwirken, fanden, wie er voll Schrecken sah, mit der Zeit immer größeren Widerstand. Weder vernünftige Vorstellungen, noch Drohungen vermochten es, Edith zu dem Versprechen zu bewegen, daß sie auf Edgar für immer verzichten wolle.

Es kamen Augenblicke, in denen Trendlin überlegte, ob er nicht nachgeben sollte. Er gehörte nicht zu Denjenigen, welche im Alter die Leidenschaftlichen so Thorheiten der Jugend vergessen. Immer noch mochte die Macht seines Gefühls bewahrt, das in dem Wort „Liebe“ seinen Ausdruck findet.

„Aber“, sagte er sich mit einer bitteren Empfindung, „liegt es denn nur daran, von meiner Seite nachzugeben? Würde ich sie nicht an den ärmsten Burchen verheirathen, an dessen eheliche Zuneigung ich glauben kann? Nein, hier handelt es sich nur darum, daß ich meine Tochter vor der Schande bewahre, — vor der Schande, die im besten Falle darin besteht, daß diese Liebesgeschichte ihr für alle Zeiten eine Art Maler anbringt. Gegen den jungen Feldern hätte ich nichts einzuwenden, — obwohl, wenn ich wählen dürfte, — aber die Haupt-sache bleibt immer, daß seine Mutter keine Intrigue scheuen wird, und so weiß ich dieses Weib kenne, halte ich es nicht für gerathen, sich mit ihr in einen Kampf einzulassen. Ich würde nicht nur den kürzeren ziehen, — das ist sicher — sie würde es auch verstehen, ein Stellen nachtheilig zuzufügen, mich an Stellen anzugreifen, an denen ich sie am wenigsten erwartete. Ja, ich will Edith rufen lassen, ich will ihr das alles noch einmal vorstellen, — sie ist so nicht dumm, im Gegentheil.“

Er wollte nach der Mode greifen, so dann aber mit einem schmerzlichen Zucken der Lippen die Hand zurück.

(Fortsetzung folgt.)